

# Der dritte Mann ist nicht vorgesehen

Wenn Perot gegen Bush und Clinton antritt, wird die Präsidentenwahl zum absurden Theater

Von Josef Joffe

Wir schreiben den 20. Januar 1993. Am Wahltag, dem 3. November, hatte Ross Perot die meisten Stimmen erhalten, zweiter wurde Bush und als letzter war Bill Clinton eingelaufen. Doch wird an diesem Mittwoch um Punkt 12 Uhr - die Bush-Amtszeit ist in dieser Minute abgelaufen - Senator X als 42. Präsident vereidigt. Ein absurdes Szenario? Vielleicht. Unmöglich? Nein.

Denn die 538 Mitglieder des Electoral College, die laut Verfassung den Präsidenten küren sollen, hatten sich hoffnungslos zerstritten; weder Perot, noch Bush, noch Clinton konnte die absolute Mehrheit von 270 Stimmen auf sich vereinigen. Deshalb war das Repräsentantenhaus aufgerufen, den neuen Präsidenten zu bestimmen. Aber im House gab es ebenfalls keine Mehrheit.

Das Schlaglicht fiel nun auf das 'Oberhaus', den Senat. Ihm obliegt es, bei der Blockade des Wahlmänner-Kollegiums den Vize-Präsidenten zu benennen. Senator X war ein Perot-Mann. Immerhin hatte auch er, der Vize-Kandidat, am 3. November die meisten Stimmen erhalten. Und Perot hatte ihn mit Bedacht gewählt, brachte doch Senator X das Stück Respektabilität in das Ticket ein, das dem Außenseiter Perot fehlte. Überdies hatte sich X bei seinen Senatskollegen den Ruf eines weisen Gesetzgebers erworben - als einer, der geradezu über den Parteien schwebte. Also wählten ihn die Senatoren zum Vize-Präsidenten. Da aber am 20. Januar noch immer kein Präsident gekürt worden war, wurde der Vize gemäß Verfassung als Präsident vereidigt.

Dies wäre absurd, aber nicht undenkbar, weil im bizarren Wahljahr '92 alles möglich ist. Denn das amerikanische Wahlsystem ist nicht dazu geschaffen, mit mehr als zwei Kandidaten fertigzuwerden. Zwei Rivalen - das bedeutet fast automatisch die absolute

Mehrheit für den einen oder anderen; sind es drei oder mehr, muß womöglich eine Mechanik bemüht werden, die komplizierter nicht vorstellbar ist.

Selbst den normalen Ablauf kann nur durchschauen, wer zuvor mit scholastischer Akribie Verfassung und Geschichtsbücher durchkämmt hat. Am Anfang steht das Electoral College - ein historischer Kompromiß zwischen den Elitisten und Populisten unter den Verfassungsvätern. Die reine Volkswahl - das war zuviel der Demokratie. Bei dem verehrten George Washington, dem ersten Präsidenten, war zwar alles klar. 'Aber kein Mensch weiß, was für ein Bursche nach ihm kommen wird', warnte Benjamin Franklin. Also sollte das Volk indirekt bestimmen - durch Wahl eines Kollegiums, bei dem jeder Staat so viele 'Kurfürsten' haben sollte wie Parlamentarier. Jeder Staat, egal wie winzig, hat zwei Senatoren und eine Zahl von Abgeordneten, die der Bevölkerungsgröße entspricht. Kalifornien kommt so auf 52 Electors und Texas auf 32.

Insgesamt stehen 538 Wahlmänner und -frauen zur Wahl an; ergo muß ein Kandidat mindestens 270 Stimmen an sich binden. Wer kandidiert als 'Kurfürst', der theoretisch nur dem eigenen Gewissen folgen muß? Das bestimmen die Parteien - oder im Falle Perot er selber -, die eine Liste vorlegen. Aber mathematische Fairness wie beim deutschen Verhältniswahlrecht ist nicht das Ziel. Bleiben wir beim Beispiel Kalifornien: Läuft Perot auch nur knapp vor Bush und Clinton ins Ziel, kassiert er alle 52 Wahlmänner.

Allein mit diesem Coup könnte Perot den beiden anderen am 14. Dezember im Wahlmännergremium die absolute Mehrheit verderben, und so begänne am 7. Januar der zweite Akt des Dramas: Das Repräsentantenhaus müßte entscheiden. Hier indes ist der Phantasie keine Grenze gesetzt. Im House

hat jeder Staat nur eine Stimme, und zur Zeit dominieren die Demokraten 31 von 50 Delegationen; so hätten sie die Chance, ihren Mann Clinton zum Präsidenten zu machen, auch wenn dieser nur als Dritter eingelaufen wäre. Und Perot? Nehmen wir an, das Wahlvolk hätte ihm die meisten Stimmen geschenkt. Würde ein Kartell von Demokraten und Republikanern es wagen, ihm die Präsidentschaft zu 'klauen'. Genau das aber ist beim letzten Mal, am 9. Februar 1825, geschehen. Da war zwar Andrew Jackson die Nr. 1, aber Präsident wurde John Quincy Adams, die Nr. 2. Der hatte zuvor dem Vierten, Henry Clay, einen Deal angedient: die Stimmen deiner House-Truppe gegen den Posten des Außenministers. So war's denn auch, und hinterher schrieb Jackson verbittert: 'Der Judas (Clay) hat den Vertrag erfüllt und seine 30 Silberlinge kassiert.'

Derlei Kongreß-Kungelei müßte heute eine Verfassungskrise heraufbeschwören, die Watergate zum Kavaliersdelikt degradieren würde. Aber wenn sich der jetzige Meinungsstand nicht ändert - 35 Prozent für Perot, 33 für Bush und 25 für Clinton - wird die Präsidentenwahl gewiß im Repräsentantenhaus landen. Möglich, daß sich dann bis zum 7. Januar ein nationaler Konsens herauschält, der dem Kongreß diktiert: Präsident wird, wer die meisten Stimmen hatte. Aber da der hinter verschlossenen Türen taktieren würde, wäre er für jede Überraschung gut.

Oder Senator X wird erst zum Vize, und dann zum Präsidenten gekürt. Und wenn der Senat auch ihm die Mehrheit verweigert? Dann könnte gar Außenminister James Baker ins Weiße Haus einziehen. Warum? Weil die 'Erbfolge' erst auf den Vize zuläuft, dann zum Speaker, dem Vorsitzenden des Repräsentantenhauses, dann zu dessen Kollegen im Senat und schließlich zum ranghöchsten Kabinettsmitglied - nämlich James Baker.